

**Helmut Dietl**

ist der wohl Eigenwilligste unter den herausragenden deutschen Film- und Fernsehregisseuren. Nach populären TV-Serien wie „Münchner

Geschichten“ und „Kir Royal“ feierte er im Kino mit Werken wie „Schtok!“ (1992) und „Rossini“ (1997) eindrucksvolle Erfolge. Nun schildert der 60-jährige, stets in

Weiß gekleidete Filmemacher in seinem neuen Kinostück „Vom Suchen und Finden der Liebe“ eine tragisch scheiternde Liebesbeziehung – und wagt sich in eine bizarre

KINO

# Große Oper

**V**ergil und Ovid haben Orpheus besungen, und ein Held der Verse, der Lyrik und Oper, ist er bis auf den heutigen Tag geblieben. Zur Prosa wollte er nie recht taugen: Der Griechenheld war eben ein Sänger durch und durch. Sein Gesang, so heißt es, habe Menschen und Tiere zu Tränen gerührt – und nicht einmal die kühlen Götter der Unterwelt gleichgültig gelassen.

Das ist im Grunde auch schon die ganze Geschichte: Als Orpheus seine geliebte Eurydike nach kurzem irdischem Eheglück an den Tod verliert, ist er so getroffen, „daß aus einer Leier / mehr Klage kam als je aus Klagefrauen“, wie Rainer Maria Rilke im 20. Jahrhundert dichtete. Und dann gelingt Orpheus, was keinem je zuvor gelang: Der große Liebende oder die Liebe vollendet Beschwörende erhält die göttliche Ausnahmegenehmigung, die Verlorene aus dem Schattenreich zurückzuführen.

Dass er auf dem Weg die einzige Bedingung nicht erfüllt, sich nämlich nicht nach der still und leise ihm Folgenden umzuschauen, dass er Eurydike auf diese Weise gleich wieder verliert, verleiht der Sache jene schöne Tragik, die zwar nicht unbedingt romanfüllend ist, aber doch Stoff für viele Arien abgibt.

Die europäische Oper hat mit diesem Paar, mit Orpheus und Eurydike, recht eigentlich begonnen, mit Monteverdis „Orpheus“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Unüberschaubar ist seither die Reihe der Orpheus-Opern geworden; zu den meistgespielten zählt bis heute Glucks „Orpheus und Eurydike“ (1762).

Mit Klängen aus diesem Werk, der Orpheus-Arie „Che farò senza Euridice“, hebt jetzt Helmut Dietls neuer Film „Vom Suchen und Finden der Liebe“ an, und wenn dazu noch ein Erzähler aus dem Off, gewissermaßen vom Olymp herab die „romantische, hochdramatische und absolut herzerreißende Liebesgeschichte zwischen Mimi Nachtigal und Venus Morgenstern“ ankündigt, ist fast schon alles gewonnen.

Sentimental, doch nie süßlich, nüchtern, doch nie ohne Zauber, grell, doch nie als pure Karikatur, so wird dieses Liebesmärchen inszeniert, das in der Dunkelheit be-

ginnt, bei Regen, mitten in Berlin. Da stehen beide tropfnass bei der ersten Begegnung auf einer Brücke an der Museumsinsel, und der Regen hat, ein Zeichen des Himmels, urplötzlich aufgehört: der Komponist Mimi, gespielt von Moritz Bleibtreu, und die Gesangsstudentin, die gern Karrieren machen möchte, aber vorerst an Glück und seiner Musik gescheitert ist – ein verstörtes und sogleich zu neuer Hoffnung bereites Mädchen, von Alexandra Maria Lara kongenial verkörpert.

Was auf das erste Glück folgt, ist nicht nur die allmähliche Ernüchterung, sondern ebenso eine äußerst erfolgreiche Arbeitsbeziehung: Mimi komponiert die Lieder, die die Geliebte singt und so zwar nicht zum Opern-, aber doch zum großen Chansonstar wird: zu Venus Morgenstern.

Dietl, 60, hat auch in diesem Film nach seiner Art bisweilen dick aufgetragen, so wenn es um den Hang des Mannes geht, an dem von ihm mitgeschaffenen Star herumzunörgeln. Wer da an Dietls Beziehung und Zusammenarbeit mit der Schauspielerin Veronica Ferres denken muss, mag das tun. Das Drehbuch, an dem Patrick Süskind, 55 („Das Parfum“) mitgewirkt hat, Dietls Freund und bewährter Co-Autor, sorgt jedenfalls für pointierte Dialoge – auch die Venus-Songs haben die beiden selbst getextet. Alles ist durchwebt von feiner Melancholie, durchbrochen von leicht schrägen Einfällen, wie etwa dem,

**PRO**

Szenen aus „Vom Suchen und Finden der Liebe“ mit Bleibtreu, Lara (l. und M.), Engelke, Schmidt:

Anke Engelke, die eine frustrierte Ehefrau spielt, als Ehebruchpartner Harald Schmidt ins Bett zu legen.

Das Team Dietl/Süskind hat sich vor allem den Spaß gemacht, das Orpheus-Märchen, was die Geschlechter angeht, neu aufzumischen: Venus ist hier die Sängerin, und warum sollte nicht einmal der Mann derjenige sein, der aus dem Totenreich befreit wird?

Mimi nämlich hat sich nach dem Ende der siebenjährigen Beziehung mit Venus derart in sein Liebesunglück hineingesteigert, dass er in einem herrlichen weißen Haus auf einer griechischen Insel operntauglich aus dem Leben scheidet. Wie passend, dass es gleich nebenan einen Brunnen gibt, von dem es heißt, dass er die letzte Verbindung zum Totenreich darstelle und Orpheus hier hinabgestiegen sei.

Venus, die sich mit ihrem pragmatischen Musikproduzenten Harry – Justus von Dohnányi gibt ihn als herrlichen Dieter-Bohlen-Verschnitt – zu trösten versucht, aber doch untröstlich bleibt, fährt schließlich auf die Insel und lässt sich in den Brunnen fallen. Sie betritt, um es mit Rilke zu sagen, „der Seelen wunderliches Bergwerk“, und wie in Rilkes Gedicht sieht die Unterwelt hier auch aus: „Felsen waren da / und wesenlose Wälder.“ Das ist Oper pur, und natürlich ist es eine Arie, mit der Venus ihr Ziel erreicht.

Also darf noch einmal ein Paar den Weg nach oben antreten: Venus vorweg, Mimi hintendrin – und warum das nun wieder schief geht, das soll nicht verraten werden. Nur eines sei gesagt: Wer das Leben kennt, wird lachen und Tränen vergießen zugleich.

VOLKER HAGE

Ästhetik vor, die innerhalb des SPIEGEL-Kulturressorts für heftige Kontroversen sorgte. Deshalb präsentieren wir hier eine Lobeshymne auf Dietls Film – und einen heftigen Verriss.



Dietl, Bleibtreu, Lara bei den Dreharbeiten

## Kalte Pracht

Bei den wichtigsten Dingen des Lebens kommt es auf das richtige Timing an. Zum Beispiel beim Sex: Da will sich ein Ehepaar endlich mal wieder zum gemeinsamen Beischlaf verabreden. Sie gehen den Kalender durch, erwägen Termine, verwerfen sie wieder, suchen ein Zeitfenster für die Lust, einen Slot für den Sex, werden aber nicht fündig und vertagen ihr Vorhaben auf unbestimmte Zeit.

Dies könnte eine amüsante Szene über die Liebe in den Zeiten des Planungswahns sein. Doch wenn Uwe Ochsenknecht und Anke Engelke in Helmut Dietls Film „Vom Suchen und Finden der Liebe“ die komplizierteste Nebensache der Welt organisieren wollen, agieren sie so übertrieben geschäftsmäßig und betont leidenschaftlos, so angestrengt um Witz und Tempo bemüht, dass sich der Zuschauer fühlt wie bei schlechtem Sex: Denn bei verkrampftem Bemühen vergeht schnell die Lust.

So ist leider der gesamte Film. Wenn in der ersten Szene der Schlagerkomponist Mimi (Moritz Bleibtreu) im nächtlichen Berlin auf die verhinderte Sängerin Gretel alias Venus (Alexandra Maria Lara) trifft, inszeniert Dietl dies noch charmant als Begegnung zweier verllorener Seelen. Doch dann rast er durch die Beziehung der beiden, um auf kürzestem Wege den Punkt des Zerwürfnisses zu erreichen.

Da bleibt einiges auf der Strecke – unter anderem die Antwort auf die Frage, was die beiden aneinander finden. Dabei wol-

len Dietl und sein Co-Autor Patrick Süskind nicht nur von Lust und Sex erzählen, sondern von überlebensgroßer Liebe. Sie kleiden den Mythos von Orpheus und Eurydike ins Schickimickigewand, doch wissen bis zum Ende nicht, ob sie sich nur über die Gefühle ihrer Figuren lustig machen wollen – oder sie doch ernst nehmen sollten.

Die Größe einer Liebe, so scheinen Dietl und Süskind zu glauben, zeige sich erst im Schmerz, der sich nach ihrem Zerbrechen einstellt. Doch diesen Schmerz machen sie nie spürbar. Selten wurde in einem deutschen Film so oft geweint wie hier. Und wohl noch nie waren diese Tränen so oft falsch.

So muss Mimi, der aus Trauer über den Verlust seiner geliebten Venus Selbstmord begangen hat, in die Unterwelt hinab – doch Dietls Inszenierung des Schattenreichs gleicht dem Versuch eines Regisseurs herauszufinden, wie tief man im Kitsch eintauchen kann, ohne ganz in ihm zu versinken: Er zeigt wabernde Nebel, einen düsteren Fährmann des Todes und ein golden glänzendes Zwitterwesen namens „Hermes Aphrodites“, das Heino Ferch als Macho-Matrone mit Riesenhörnern spielt.

Diese absichtsvollen geschmacklichen Entgleisungen sind kurz vergnüglich, doch Dietl kann sich an ihnen kaum satt sehen. Wie seine Helden wandelt er zwischen zwei Welten: Die komödiantischen Szenen inszeniert er im betulichen Tempo des Me-

lodrams, aus den emotionalen Momenten flüchtet er sich viel zu schnell in die Ironie.

Diese Unentschiedenheit merkt man auch den Darstellern an: Moritz Bleibtreu, der hilfeschende Blicke so beherrscht wie nur wenige Schauspieler, scheint ständig nach seinem Regisseur Ausschau zu halten; Alexandra Maria Laras Mimik wirkt, als wollte sie sich für die Weltmeisterschaft im Grimassenschneiden qualifizieren; und man muss Uwe Ochsenknecht nicht für eine große schauspielerische Leuchte halten, um zu bedauern, wie er in der Rolle eines Freundes von Mimi auf Knallchargenniveau heruntergedimmt wird.

Dietl inszeniert diese Schmierentragedie vor Kulissen, die in ihrer ausgestellten Eleganz grotesk wirken. Kostüme und Dekors sind fast durchgehend in Schwarz und Weiß gehalten, selbst die Autos am Straßenrand wirken wie Leichenwagen. Ab und zu erinnern explosive Rottupfer den Zuschauer daran, dass es hier um Liebe geht – sonst würde er es fast vergessen.

Doch die ganze Pracht wirkt kalt. Das Streben nach Größe macht diesen Film so klein; klassizistische Gebäude, große Plätze, Pergamonmuseum, Gendarmenmarkt, das Monumentalste, was Berlin zu bieten hat, ist gerade gut genug. Doch letztlich erzählt dieser Film von Dietls Suchen und Nicht-Finden von München.

Aus der Übersichtlichkeit der Münchner Schickeria und ihrer lebenswürdigen Oberflächlichkeit entwickelte Dietl seine besten Arbeiten – von der TV-Serie „Kir Royal“ bis zum Kinofilm „Rossini“. Dietl war immer dann am besten, wenn es letztlich um nichts ging – oder um einen Riesenbluff wie „Schtomk!“. Doch diesmal geht es um die größte Liebe aller Zeiten.

Wenn sich Mimi und Venus daran erinnern, wie sie einst die Zahnbürste teilten, könnte das ein schöner Kino-Moment sein. Doch weil hinter den beschworenen großen Gefühlen letztlich nichts steckt, wirkt das Banale des Alltags in diesem Film wirklich nur banal.

LARS-OLAV BEIER

**CONTRA**



Hochdramatisches und herzerreißendes Kino oder nur eine einzige Peinlichkeit?



FOTOS: KONSTANTIN FILM